

Blanca Carolin Hahn (Klasse 5)

Ich in (m)einer Zeit

Erstes Kapitel: Alles begann mit dem Anfang

Noch Jahre später hörte ich das Gewitter. Der Regen prasselte unaufhörlich in jener Nacht gegen die Fensterscheibe. Ich griff nach meiner Taschenlampe, gab einen Code ein (der ist viel zu geheim, um ihn euch zu verraten) und deutete damit auf meinen fünfarmigen Kerzenleuchter, der auf meinem Fensterbrett stand. Dann drückte ich auf den orangefarbenen Knopf. Der Lichtstrahl fiel auf die fünf Kerzen, die sofort anfangen zu brennen. Ich zog mein Buch unter dem Kopfkissen hervor und blickte auf den Titel: „Die Zukunft liegt in unseren Händen!“ Der Titel war in Gold auf den roten Einband geschrieben.

Ich fing an, über unsere Zeit nachzudenken: Die Katastrophe gab es nun schon seit 200 Jahren und die Menschheit hatte es bis heute, im Jahr 2213, nicht geschafft, das Klimaproblem zu beheben. Ein Blitz durchzuckte die Dunkelheit und ich schreckte auf. Dann dachte ich darüber nach, wie es wohl war im Jahr 2013, also früher? Ich suchte in meinem Bücherregal und fand ein passendes Buch: „Die Geschichte des 21. Jahrhunderts und geheime Tipps, um mehr darüber herauszufinden“. Interessiert zog ich das Buch heraus und schlug es auf. Als ich das Buch wieder zuschlug, fragte ich mich, ob ich wirklich ins Jahr 2013 zurückreisen wollte.

Angeblich waren die Menschen früher sehr abergläubisch und dachten, die Zahl 13 wäre eine Unglückszahl. Doch von diesem Aberglauben ließ ich mich nicht abbringen und werkelte an der Seite 747 (ebenfalls viel zu geheim, um es euch zu verraten). Endlich kam ein sanddornfarbener Umschlag zum Vorschein. Wieder tauchte ein Blitz für wenige Sekunden mein Zimmer in gleißend weißes Licht. Ich erschrak, dann öffnete ich aufgeregt den Umschlag. Als ich das kleine Sandsäckchen sah, stieg die Spannung noch mehr. Mit zitternden Händen löste ich das Band und schüttelte das Säckchen aus. Endlich fiel etwas auf meine Bettdecke: Es war klein und golden. Auf einem Rad konnte man die Zahlen von 0 bis 3000 einstellen. Voreingestellt war die Zahl 2013. Außerdem gab es ein kleines Loch. Ich hielt mein bernsteinfarbenes Auge daran. Im Loch war ein regenbogenfarbener Strudel. Er ging immer weiter hinein, als ob er gar kein Ende besäße. Dann fiel mir ein, dass wir morgen eine Lateinarbeit schreiben würden, und ich murmelte: „Beneficium - Wohltat, homo - Mensch, pelvis - Schlüssel, tempus - Zeit.“ Auf einmal fing alles an, sich zu drehen. Ich glaubte, ich sei im Regenbogenstrudel gelandet. Alles um mich herum war rot, orange, gelb, grün, blau, lila und pink. Das Letzte, was ich sah, war ein heller Blitz und wie das Gerät mir durch die vielen Farben folgte.

Zweites Kapitel: In der Vergangenheit

Als ich die Augen wieder öffnete, war alles um mich herum anders. Überall fuhren alte Autos, die Häuser hatten nur 100 Stockwerke und die Menschen waren total altmodisch gekleidet. Außerdem war es hier sehr kalt. Es war eigentlich nichts von der Klimaerwärmung zu merken. Ich war auf einer kleinen Rasenfläche gelandet, neben mir das goldene Gerät und das Buch. Außerdem trug ich nun eine rote Strickmütze und einen flaschengrünen Mantel. An den Füßen trug ich braune Lederstiefel über einer schwarzen Strumpfhose, die, zugegeben, perfekt zu dem graukarierten Rock passte. Ich steckte das Buch und das Zeitreise-Gerät ein und beschloss, jemanden nach der Uhrzeit zu fragen. Ich ging durch die alte Stadt, auf der Suche nach einem Menschen, der so aussah, als hätte er Verständnis für ein elfjähriges Mädchen, welches aus der Zukunft kam und nicht wusste, wohin. Aber ich fand keinen einzigen. Die einen hatten ihre Arme bemalt, andere hatten kitschige Glitzersterne im Gesicht und

wieder andere identifizierte ich als Tierquäler, weil sie arme Hunde an einem langen Band herumzogen. Nach circa eineinhalb Stunden setzte ich mich erschöpft auf den Rand eines Brunnens.

Doch da kam ein alter Mann vorbei. Er trug eine Hornbrille und einen cremefarbenen Mantel. Seine Haut war nicht bemalt, auch auf die Ringe und Steinchen in seinem Gesicht hatte er verzichtet und sein Langhaardackel konnte in Ruhe alles beschnuppern und bestrullern. Außerdem ging er offen und fröhlich durch die Welt. Also beschloss ich, ihn zu fragen. Ich ging etwas schüchtern auf ihn zu, doch als sein faltiges Gesicht mich anstrahlte, beschleunigte ich meine Schritte und blieb kurz vor ihm stehen. „Entschuldigung“, sagte ich schüchtern, „könnten Sie mir bitte die Uhrzeit nennen?“ „Aber gerne doch“, antwortet der Mann mit einem Lächeln. Er schaute auf seine Uhr und sagte: „Oh, es ist schon acht, müsstest du um diese Zeit nicht schon zu Hause sein?“ „Nun, äh...“, ich trat von einem Fuß auf den anderen, „ich habe nicht so wirklich eines.“ Der Mann sah erschrocken aus. „Oh, na gut, dann komm' mit zu mir, ich lade dich gern ein. Komm, Biene, wir gehen jetzt wieder nach Hause“, fügte er, an seinen Hund gewandt, hinzu.

Auf dem Weg begann eine wunderbare Unterhaltung zwischen uns. „Ich bin übrigens Heinrich“, fing der alte Mann an. „Ich heiße Roxy“, entgegnete ich. „Und ich komme aus der Zukunft“, erzählte ich ihm. Und da war es, dieses Lächeln auf Heinrichs Gesicht. Es war, als ob er sagen wollte: „Ich liebe die Fantasie der Kinder, den Gesang der Vögel, mein Leben und die Welt.“ Es verlieh mir ein Gefühl von Wärme und Geborgenheit. Und von da an wusste ich: Ich kann ihm vertrauen.

Drittes Kapitel: Verändert

„Guten Morgen!“, ich rieb mir verschlafene Augen und kam in Heinrichs Küche, er stand schon am Herd und füllte ein komisches gelbes Häufchen auf einen Teller.

„Guten Morgen“, grüßte er. „Und, gut geschlafen auf der kratzigen Matratze?“ Heinrich hatte mir gestern Abend noch angeboten, dass ich in seinem Eigenheim übernachten könne. Als ich das Angebot annahm, ging er erst einmal auf den Dachboden, kramte eine blaue Matratze, eine Decke und ein Kissen hervor und so übernachtete ich in Heinrichs Wohnzimmer.

„Hier!“ Heinrich riss mich aus meinen Gedanken und ich sah auf. „Die hab' ich noch gefunden.“ Er hielt mir eine Haarbürste hin. Ich nahm sie und zog sie durch meine rotbraune Haarmähne. Doch meine verfilzten, lockigen Haare waren nicht zu zähmen. Und so wandte ich mich Biene zu. Bis zum Frühstück spielte ich mit dem liebenswerten Langhaardackel.

Als es Zeit war zu frühstücken, tischte Heinrich mir den gelben Haufen auf. Bevor ich jedoch anfangen zu essen, flunkerte ich: „Ich geh' auf die Toilette“, stand auf und schloss die Tür hinter mir. Dann setzte ich mich in die Besenkammer, holte mein Buch hervor und las: „Früher, zum Beispiel im Jahr 2004, gab es eine sehr beliebte Frühstücksspeise. Sie war gelb und sah einem kleinen komischen Häufchen sehr ähnlich. Sie wurde aus Eiern zubereitet und Rührei genannt.“ Florina Santa, Autorin dieses Buches, hatte selbst schon davon gekostet und konnte die Speise nur empfehlen.

Ich schlug das Buch wieder zu und ging zurück in die Küche, wo Heinrich schon erwartungsvoll saß. Ich setzte mich an den Tisch und versuchte das „Ruhei“, äh, das „Rührei“ irgendwie auf die Gabel und dann in den Mund zu schaufeln. Es schmeckte wunderbar. Ich stopfte mich beim Frühstück mit gefühlten zehn Tellern Ruh-, nein, Rührei voll. Nach dem Frühstück schlug Heinrich vor, durch die Stadt zu schlendern und in ein paar Läden einzukaufen. Was Läden waren, musste ich allerdings ebenfalls erst nachschlagen. In meiner Zeit kauften wir nur durch kleine blaue Vögel ein.

„Kommst du?“, ertönte Heinrichs Stimme. Ich ging in den Flur und sah, wie er mir die Stiefel und den Mantel erwartungsvoll entgegenhielt. Ich nahm den Mantel und zog mir die Stiefel an. Dann setzte ich mir die rote Mütze auf und trat hinaus in die Kälte. Die Stadt war ziemlich voll und Heinrich drängte uns durch die Menge. Biene lief gemächlich hinterher und beschnupperte jede zweite Ecke.

„Äh, Heinrich“, fragte ich etwas unsicher, „in welcher Stadt befinden wir uns?“ „In Berlin. Wieso fragst du?“, antwortete Heinrich und lächelte. „Mmh“, machte ich nur, denn in meiner Zeit war Berlin eine Hafenstadt, doch hier waren keine Seevögel und man sah weit und breit kein Wasser. Deshalb fragte ich: „Wie weit ist es denn noch bis zum Meer?“ Heinrich lächelte: „Das sind bestimmt noch 200 km.“ Diese Klimaerwärmung! Kein Wunder, dass das halbe Land überschwemmt wurde. Hier fahren ja auch überall Autos, die giftige Gase in die Umwelt pusten. Und die riesigen Schornsteine der Fabriken verpesteten die Natur bis aufs Äußerste.

„Warum fahrt ihr denn so viel mit den Autos und baut so große Fabrikschornsteine?“, fragte ich. „Wisst ihr denn nicht, dass das die Umwelt zerstört?“ Heinrich antwortete etwas zögerlich: „Ja, doch schon, aber was sollen wir denn machen? Wir haben uns schon viel zu sehr daran gewöhnt. Und jetzt können wir einfach nicht mehr aufhören.“ „Mmh“, machte ich nur. Wir gingen weiter durch die Hanse-Festland-Stadt Berlin und wechselten in den nächsten fünf Minuten kein Wort mehr, bis Heinrich fragte: „Bist du wirklich aus der Zukunft?“ Diese Frage überraschte mich so sehr, dass ich sie erst verneinen wollte, doch dann sprach ich die Wahrheit: „Ja, denkst du, ich lüge dich an?“ „Na ja, nein, natürlich nicht“, fügte er hastig hinzu, „aber wie ist es denn so in deiner Zeit?“

Viertes Kapitel: Erklärung

„In meiner Zeit gibt es nur Elektroautos, welche die Umwelt nicht verschmutzen. Die Fabriken haben keine großen Schornsteine mehr und die Menschen fahren fast nie mit einem Motorboot. Berlin ist inzwischen schon eine Hafenstadt und nur noch geringe Teile von Skandinavien liegen 70 cm über der Wasseroberfläche. Außerdem habe ich gelesen, dass es früher, also jetzt, Eisbären, Wale, Nashörner und Meeresschildkröten gab. Diese Tiere sind in meiner Zeit schon ausgestorben. Die Pinguine sind bei uns vom Aussterben bedroht, weil der Südpol auch schon schmilzt. Und ich denke, daran sind die Menschen aus den Jahren 1950 bis 2050 schuld. Das heißt, sie waren zu egoistisch, um an uns zu denken, und haben unsere Welt begonnen zu zerstören. Bei uns ist alles ganz anders. Ich habe schon oft Filme oder Dokumentationen über die Vergangenheit gesehen, aber dass es so schlimm ist, hätte ich nie gedacht. Ihr müsst es unbedingt ändern! Wir haben Angst vor dem Untergang und ihr lasst es euch gut gehen und unternimmt nichts! Es ist schrecklich!“, es kam einfach aus mir heraus, einfach so. Ich konnte nichts dagegen machen.

„Oh!“, stieß Heinrich nur hervor. „Wau!“, das kam von Biene.

Nach zwei Minuten Stille ergriff Heinrich wieder das Wort: „Du Arme!“ Dann gingen wir noch einige Zeit durch die Stadt und schauten uns Läden an. Inzwischen weiß ich, was das ist, und sie gefielen mir sehr gut. Die Stimmung war ein wenig gedämpft. Wir wechselten nur noch wenige Worte und Biene trabte nun auch etwas zurückhaltender hinter uns her. Nach diesen bedrückenden Minuten fing etwas in meiner Tasche an zu vibrieren. Ich zog es heraus und stellte fest, dass es das Zeitreisegerät war, das sich bemerkbar machte. Ich überlegte: Wahrscheinlich waren es die lateinischen Vokabeln, die mich hierher gebracht hatten. Außerdem hatte ich das Gefühl, dass das kleine Gerät mir verständlich machen wollte: „Komm zurück in deine Zeit!“ Also erklärte ich Heinrich: „Ich muss leider wieder zurück ins Jahr 2213.“ Ich streichelte Biene noch einmal und drückte sie ganz fest an mich, als Heinrich kam und mich umarmte. Traurig flüsterte ich die beiden letzten Vokabeln: „Pelvis – Schlüssel, tempus – Zeit“. Das Letzte, was ich sah und hörte, bevor ich nur noch von Regenbogenfarben umgeben war, waren die Tränen, die in Heinrichs Augen glitzerten, und das schmerzhaftes Gejaule von Biene. Dann schloss ich die Augen und ließ mich durch den Strudel zurück in die Gegenwart ziehen.

Fünftes Kapitel: Ich in meiner Zeit

Es war fünf Uhr morgens, als ich auf mein Bett plumpste. Das war vielleicht ein Abenteuer! Ich stand auf und ging ins Bad. Eigentlich hätte ich noch zwei Stunden schlafen können, aber nach diesen Erlebnissen schaffte ich es nicht, die Augen zu schließen.

Als ich zum Frühstück kam, schlug Mama erschrocken die Hände vor ihr Gesicht und rief: „Ach du Schreck! Du siehst ja aus, als hättest du die ganze Nacht nicht geschlafen!“

Kein Wunder! Ich war ja auch unterwegs gewesen. Das erzählte ich natürlich nicht.

„Äh, nun ja“, als ich Papas erschrockenen Blick sah, fügte ich hastig hinzu: „Komisch, dabei habe ich doch durchgeschlafen!“ Das stimmte natürlich nicht, aber sollte ich sagen: Ich war in der Vergangenheit und habe dort sogar einen sehr netten Mann kennen gelernt? Nein. Sie würden es mir sowieso nicht glauben. Nach dem Frühstück ging ich in die Schule. Auch dort hielt ich mich zurück, von meinen Erlebnissen zu erzählen. Als ich nach der Schule meine dunkelrote Schuluniform abstreifte, war ich stolz auf mich, dass ich so gut geschwiegen hatte.

Am Abend dachte ich noch einmal darüber nach, was letzte Nacht geschehen war. Meine Gefühle waren in diesem Moment gemischt: ich war froh, dass die Menschheit sich im Laufe der Jahre gebessert hatte, traurig, weil sie es trotzdem nicht geschafft hatte, und wütend, weil die Menschen sich nicht früher darum gekümmert haben.

Jetzt waren Wale, Eisbären und Robben ausgestorben, und das machte mich unendlich traurig. Aber ich will aufhören, nur Negatives über das Jahr 2013 zu erzählen, denn es gab so vieles, was mir besser gefallen hat. Zum Beispiel haben die Menschen über die Jahre einen Wahnsinnsfortschritt gemacht. Außerdem herrschte in dem Land, in dem Heinrich lebte, Frieden. Allerdings waren die Menschen sehr gierig. Zu gierig, finde ich. Mist, jetzt bin ich schon wieder negativ geworden!

Ich gähnte und zog meine Bettdecke über den Kopf. Schon bald war ich eingeschlafen und träumte von der Vergangenheit, von Heinrich und von Biene.

Epilog: Dreißig Jahre später

Ach! Ist das schön hier, am Meer! Der kleine Junge fuhr mit seinem blauen Rad an der Küste entlang. Richard war mächtig stolz auf sein Fahrrad.

Er hatte es von seiner Mutter zum zehnten Geburtstag geschenkt bekommen. Diese hatte ihm dazu gesagt, dass es aussah wie eines aus der Vergangenheit. Sein Vater hatte skeptisch gefragt: „Woher willst du das denn so genau wissen, Roxy Schatz?“

„Ich war als elfjähriges Mädchen selbst schon da. Ich lernte sogar einen Mann mit seinem Langhaardackel kennen“, hatte Richards Mutter, Roxane, geheimnisvoll behauptet.

Plötzlich stoppte Richard, kramte in seinem Fahrradkorb und fand, was er suchte: sein Fernglas. Er setzte es an seine smaragdgrünen Augen und blickte aufs Meer hinaus. Nein, das konnte nicht sein. Richard traute seinen Augen nicht. Und doch, es war ganz deutlich zu sehen. Gab es vielleicht doch noch Hoffnung? Jetzt war Richard sich ganz sicher: Was er da auf dem Meer erblickte, war ein Wal.